

„Laßt mich allein!“ hat die Unglückliche und drehte dem leeren Bett an der anderen Wand energisch den Rücken zu.
Kopfschüttelnd nahm das Ehepaar die Abendmahlzeit statt zu Vieren zu Zweien ein, lachte mehr als ein Mal und ging endlich zu Bett. „Hörst Du was?“ fragte die Schwägerin nach einer Weile und richtete sich auf. „Unfinn“, sagte der Schwager, horchte und vernahm nichts als Kälte und Nacht. Fünf Minuten vergingen. „O Himmel!“ rief die Schwägerin und sprang aus dem Bett, der Schwager hinterher. „Steh ich in finsterner Mitternacht...“ klang es voll und rauh aus der Tiefe. Und dann ein Poltern und Schelten. Die Schwägerin riß den Vorhang zurück und stieß das Kammerfenster auf. „Wer ist da?“ — „Schwägerin, gib mir ein Bier!“ rief inbrünstig der Onkel und breitete unter den Sternen im glitzernden Schnee die Arme aus, während der Nachtwächter brummend davon stapfte.
„Lebe Schnee!“ rief die Schwägerin und warf das Fenster zu. Der Schwager fuhr in die Unterhose, stürzte nach unten und schloß die Haustür auf. „Unglücksmensch!“ rief er und zog den Mitternachtsfänger ins Haus. „Was halt Du gemacht? Geh hinauf zu Deiner Frau, sie hat es

am Magen.“ — Warum hat sie es am Magen?“ wunderte sich der Onkel. „Ich habe der Teuren doch ein Ständchen gebracht?“ — „Ja, wir haben's gehört“, rief die erleichterte Schwägerin lachend von oben, „mach, daß Du ins Fremdenzimmer kommst, Deine Frau ist halbtot.“
Der Schwager schob den Onkel die Treppe hinauf und stellte ihn sanft ins Fremdenzimmer. Da saß die Tante im Bett aufrecht wie ein Volken und hatte die Kerze auf dem Nachttisch entzündet. Alle Magenbeschwerden waren gewichen. „Anna“, sprach der Onkel, und sein Herz leuchtete wie ein Edelstein, „da bin ich.“ — „Das sehe ich“, meinte die Tante trocken, „hier mal ran!“ Der Onkel stuzte erbittert: „Was? Hier mal ran? Wenn ich erst mal tot bin, dann werdet Ihr schon merken, was Ihr an mir gehabt habt!“ Grimmig entledigte er sich der Kleider, schimpfte Unbarm und der Welt Lohn vor sich hin und brummelte ins Bett.
Die Tante blies das Licht aus, sah seufzend ins Dunkel und war froh. Lachend flüsterte im entfernten Schlafzimmer das erschütterte Ehepaar. Still lag unterm Sternenglanz das dunkle Haus, und deutlich strich ein Schnarchen durch seine Dunkelheit: das war der Onkel.

Das Chamäleon auf den Anstand.

Von Dr. L. Grand-Cairo.

Das Chamäleon kann je nach Laune und Stimmung sein Aussehen, seine Hautfarbe, ändern. Kein Wunder, daß es zum Vergleichstier für unbeständige Charaktere, zum Sinnbild aller Konjunkturmenschen geworden ist.
Das Chamäleon hat eine schnellveränderliche Zunge, die alles, was es zum Leben braucht, noch auf ziemlich große Entfernungen festleimt und in das Tier hinein zieht. Das Chamäleon bewegt sich meist laubverdeckt, steigt kriechend von Ast zu Ast, ringelt sich mit dem Schwanz um die Zweige und erlegt seine Beute aus dem Hinterhalt. Es vermag gleichzeitig ein Augenlid zu öffnen und das andere zu schließen, kann mit dem rechten Auge ins Gesicht hinein aufrecht-offen tun, während es mit dem linken nach einer anderen Seite laubäugelt. In der Tat, diese harmlose Echtenart ist in allem, was sie darstellt und für die Unterhaltung und Verteidigung ihres Lebens unternimmt, ein gradezu vorbildlicher Vergleichstier.

Der Frühling letzten Jahres verschlug mich für einige Apriltage nach Alexandrien. Bald hatten Museum, Pompejus-Säule und Katakomben die Sehnsucht nach frischem Grün noch gesteigert. Schon luftwandelte man in den prächtigen Europäerplantagen zu Ramleh, dem beliebten Sommerasyl im Nordosten der Hafenstadt. Still war es an diesem Morgen, die Natur so jung, daß sie noch allenthalben an Gras und Blättern vom Nachttau erglänzte. Aber das Himmelslicht wächst hier schnell, schafft in Minuten, wozu es in Europa oft Stunden gebraucht. Immer noch stand ich vor dem Mandarinenbäumchen, darauf tautrunke Goldfliegen im Morgenlicht spielten. Warum mache ich gerade vor diesem Busch so lange halt? Ein dicker Kollfaden, der soeben mit fabelhafter Sicherheit einen Brummer vom Blattende nach dem Innern des Busches herein holte, gab der Frage unerwartet deutliche Antwort. Was den Augen die ganze Zeit über durch den laubgrünen Rod verborgen blieb, entdeckte mir jetzt der auf die Fliegen geschleuderte Zungenpfriem. — Als ob das Tier zur ausdrücklichen Bekanntschaft mit mir dahin geseht sei, sollte ich hier dem schönsten Vertreter der ägyptischen Chamäleons begegnen, dem smaragdgrünen „Basiliskus“ mit dem pyramidenförmig behelmten Kopf. Im Halbdunkel der Zweige saß er beharrlich auf Anstand, die Rute mehrfach um den Zweig geringelt. Die Schleuderzunge, die das Chamäleon über die Hälfte der eigenen Körperlänge — bis zu 15 Zentimeter — auswerfen kann, enthebt es der hastigen Laufbewegungen, deren seine Bettern, die Land- und Mauerechsen, zum Nahrungserwerb bedürfen.

Sieben will ein mittelgroßer Käfer von der Unterseite seines Blattes hinauf ins Sonnenbad steigen; doch er braucht die Stimmung nicht ganz zu überklettern, um von dem Zungenlaffo des Chamäleons festgeleimt, ins Maul gezogen und verschluckt zu werden. Eine erstaunlich bequeme Vorrichtung, mit Schutz und Wurf sogleich die Beute in den Rachen zu bekommen.

Ohne es zu verschonen, näherte ich mich dem Tiere auf ein halbes Meter; ich streckte die Hand nach ihm aus, um es

vom Zweige hoch zu nehmen. Doch augenblicks schlägt die Stimmung um, die Pigmentzellen seiner Haut reagieren, die Farbe wechselt, aus Wiesengrün wird Tannengrün. Sachte miringelt sich der Schwanz vom Ast, die Klammerfüße lichten hoch, die Augenstübe wenden zur Seite, das kleine, doch urweltliche Ungeheuer strebt ins Dunkel der Blattstiefen. Noch urtümlicher ist eine zweite Art in Ägypten, der die Wissenschaft den klangvollen Beinamen „Calyptratus“, die „Behelnte“, beigelegt hat. Ihre stattliche Kopfbrünne endet in einen Lappenbehang, der wie beim wohlbewappneten Ritter noch Nacken und Hals überdacht. Gleich der Basiliskensart trägt sie Sporen an den Hinterfüßen.

Doch am meisten, wenn auch niemals häufig, trifft man das „Chamäleon Vulgaris“ an; nicht nur in Ägypten, sondern in Nordafrika, sondern auch in Kleinasien, Syrien, Palästina, Südspanien und an der Küste der Türkei. Die Grundfarbe seines Panzers wird von rostroten Tönen überfacht, und zwei lichte Ränder durchziehen sein Grün bis zur Wurzel des Schwanzes. Dem Männchen fehlt die Sporenzier, doch treten die Körnerschuppen des Rückens oft bis zum Helmrand zu einer dräuend gezähnten Kante zusammen.

Im Mai und Juni legt das Chamäleon seine Eier, 30 bis 40 Stück, in kleine, selbstgewühlte Erdhöhlen. Von kräftigen, porösen Kalkschalen umgeben, werden sie von der Mutter noch fürsorglich mit Laub und Erde überdeckt. Wie bei unseren Eidechsen und Blindschleichen brüten dann während einiger Wochen Sonne und Bodenwärme den Junghalt aus.

Wenn Gänse sich betrinken.

Es war ein schöner Sommerabend in dem kleinen Orte Whitechapel im Staate New York. Im Hause des Farmers Bryan war gerade das Todesurteil über zwei fette Gänse gesprochen worden, die am kommenden Sonntag zu Ehren mehrerer Gäste die Tafel zieren sollten. Mr. Bryan begab sich in den Geflügelstall, um die Todeskandidaten zu holen und sie, wenn auch widerwillig, zu schlachten. Er fand sie auch, aber in welchem Zustand! Beide lagen in einer Ecke, bewegungslos, den Kopf zwischen den Flügeln, ohne jedes Lebenszeichen. Kein Zweifel, die Tiere waren tot. — Begeistert meldete der Farmer die Entdeckung seiner Frau. Diese fand die Sache indes nicht so schlimm. Wenn die Gänse tot waren, brauchte man sie nicht mehr zu schlachten, wozu also die Aufregung? Aber Bryan protestierte energisch, er wollte auf seinem Tisch keine „gebratenen Gänseleichen“ haben; davon ließ er sich nicht abbringen. — Am nächsten Morgen wurde die Familie Bryan durch fröhliches Gänsegeschmetter geweckt: Die „toten“ Gänse wandelten höchst lebendig über den Hof. Was war geschehen? Die Tiere hatten aus einem Troge gefressen, in dem eine Menge Abfud von Löwenzahn lag. Die „loderen Vögel“ waren — ungeachtet des Volsteadgesetzes — bis zur Bewußtlosigkeit betrunken und dann in ihrem Rausch eingeschlafen. Am nächsten Morgen be-

Warburger Warte

Gratisbeilage zum
Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge
verboten

Schriftleiter Paul Auck, Warburg

Druck und Verlag
des Warburger Kreisblattes



Nr. 75

18. September 1929

4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch
28. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner
& Co., Berlin NW. 6.
(Nachdruck verboten.)

„Möglich. Aber ich hoffe, dieser eine zu sein. Wenn Sie sich erinnern, wie sehr Sie die Tote geliebt haben, die nun für immer neben Ihnen ist.“

„Schweigen Sie still. Ich will sie nicht mehr sehen, wie sie zuletzt war. Ich will sie mir denken in der Gestalt von früher — sonderbar, sonderbar.“

„Was ist sonderbar?“
„Sie sind ein kluger Kerl. Können Sie mir erklären, wie das kommen mag, daß man ein Weib jahrelang schon kennt, ohne sie zu lieben, und plötzlich dann lichterloh für sie brennt?“

„Vielleicht waren Sie damals allzusehr mit sich selbst beschäftigt, um für die Liebe Zeit zu haben — damals, ehe Sie liebten.“

„Mit mir, mit mir selber — wahrhaftig, Sie sind ein Psychologe! Schade um Sie, wenn Sie heute schon sterben! Hören Sie zu.“

Mit unheimlicher Vertraulichkeit rückte Frank näher zu Rittner heran und beugte sich vorn über den Tisch, daß der Schnapsdunst seines Atems ihn erreichte.

„Hören Sie zu. Sie haben sich so viele Mühe gegeben, meine Geheimnisse herauszubringen, Sie sollen belohnt werden. Was möchten Sie wissen? Fragen Sie nur. Wie man ein Weib ermordet, wie man sie packen muß, um sie zu erwürgen? Das nicht? Nein, das nicht? Aber ich muß es Ihnen vormachen an Ihnen selbst. Und so gut will ich es machen, Sie sollen es keinem anderen wieder sagen können.“

Er sprach jetzt mit einer zitternden, aufgeregten Hast, so daß die Worte sich überstürzten. Rittner hatte die Arme über der Brust gekreuzt und hörte schweigend auf die wild hervorprudelnden Reden.

„Das also werden Sie lernen. Was möchten Sie sonst noch wissen? Warum ich meines lieben, alten Freundes Gestalt angenommen habe? Dieses brauen Bruno, der ich gehakt habe und heute noch hasse, weil er die Kunst boßte, geliebt zu werden, wohn er kam. Geliebt auch von ihr, die meines Lebens Glück und Krankheit war. Ich liebte sie, liebte sie wie der Kranke die Gesundheit, wie ein Verleender seine Göttin. Auch Göttinnen sind Weiber, aber man muß doch zu ihnen beten. Das kommt ihnen zu nicht mehr? Aber wenn man es tut, sollen sie dem

Beter auch treu sein. Dies Weib ist mir untreu gewesen und hat mich verraten! Vielleicht hat sie mich immer belogen — auch Göttinnen sind Weiber. Ich weiß es nicht. Aber das weiß ich, daß ich beinahe wahnsinnig geworden bin, als ich merkte, daß dieser Mensch mir bei ihr in der Weg trat. Ich habe gelauert und spontiert, um Gewißheit zu haben. Als alles Fügeunverweib verkleidet bin ich auf ein Fest gegangen und habe die beiden beobachtet. Aber das gab keine Gewißheit. Es war ein guter Augenblick, als mir ein Mittel einfiel, ein unschlaßbares Mittel, sie auf die Probe zu stellen. Die Maske, die Maske von Albernberg! Zu ihr gehen in seiner Gestalt, sehen, hören, wie sie den Menschen begrüßte. Ja, ich hab' es getan! Ich bin stolz auf meinen Einfall, wenn mir auch das Herz in der Stunde gebrochen ist. Ich bin dagewesen — zweimal. Zuerst nachmittags — ihr Fenster war dunkel, sie war fortgegangen. Dann wieder abends. In seiner Gestalt vor sie hin auf dem dämmerigen Korridor. Sie faßte mich an der Hand, sie zog mich herein, sie fiel mir um den Hals. „Geliebter — endlich!“ hat sie gerufen. Da habe ich ihr gesagt, wer ich bin, als ich wollte, was ich wissen wollte. Sie hat mich geheißt, ich soll gehen für immer. Da habe ich sie gepackt und ins Zimmer geschleppt und hat sie erwürgt.“

Er hatte so rasch gesprochen, daß er jetzt eine Sekunde lang nach Atem ringen mußte. Seinem Körper waren Festigkeit und Spannung zurückgekommen, er zitterte jetzt nicht mehr. Aber seine Hände krallten sich zusammen, als er vom Erwidern sprach.

„Das war ein interessanter Bericht“, sagte Rittner ganz ruhig. „Nun wissen wir ja, wie die Sache zugegangen ist. Aber von unserem eigentlichen Thema sind wir abgekommen. Wir sprachen über den Revers hier. Wollen Sie nun die Gefälligkeit haben, ihn zu unterschreiben?“
„Ich unterschreibe nicht, ich hab' es bereits gesagt.“
„Dann zwingen Sie mich, etwas zu tun, was für Sie nicht angenehm ist.“

„Aber zuerst müssen Sie hinauskommen aus diesem Zimmer, nicht wahr? Auch das hab' ich schon gesagt: nur einer von uns wird es lebend verlassen.“

„Ganz recht. Und ich will dieser eine sein.“

Er stand auf und wandte sich rasch zur Tür. Aber Frank war noch schneller als er, sprang an ihm vorüber und stellte sich ihm in den Weg. Die Arme nach unten fest ausgebreitet, seine Fingernägel eingegraben in die Handflächen, mit Blicken, in denen Wut, Mordlust, Trunkenheit und Wahnsinn sich mischten, so stand er vor Rittner gleich einem zum tödlichen Sprung bereiten Raubtier.

„Geben Sie die Tür frei, oder ich mache Värm.“

„Dem will ich vorbeugen. Sie sollen mich kennen lernen.“

Er stürzte sich auf Rittner, begann mit ihm zu ringen, packte seine Hände mit eiserner Gewalt.

Im selben Augenblick aber wurde die Tür aufgerissen. Kriminalkommissar Brenner erschien in ihrem Rahmen, zwei Polizisten wurden hinter ihm sichtbar.

Mit einem scharfen Aufschrei ließ Frank von Rittner ab. „Das war gut arrangiert. Mein Kompliment, Sie sind ein kluger Kerl!“

„Von einem Arrangement ist keine Rede“, sagte Brenner. „Aber mir scheint, ich bin zu rechter Zeit gekommen. Sie sind der Schauspieler Frank?“

Auf die stumme Bejahung Franks fuhr er ohne Unterbrechung fort:

„Ich habe den Auftrag, Sie in Haft zu nehmen als verdächtig, die Schauspielerin Kunewa ermordet zu haben.“

Voll Staunen sah Rittner eine seltsame Veränderung, die mit Frank auf die Worte hin vor sich ging. Ein Ausdruck von Frieden, jener Berührung ähnlich, die der Tod auf Menschengesichtern hervorzuzaubern pflegt, glättete, versüßte, veredelte seine Züge. Er hoch aufrichtend, sprach er nur wenige Worte, ruhig und gefaßt.

„Es ist gut — jetzt ist es gut.“

„Machen Sie sich bereit, mit zu folgen“, sagte der Kommissar.

Frank beugte den Kopf. „Darf ich mit ein paar Kleinigkeiten mitnehmen — an Kleidung — Wäsche?“

„Das ist erlaubt. Sie kommen ja vorläufig nur in Untersuchungshaft.“

„Gleich bin ich bereit.“

Frank trat an eine Kommode, die dem Sofa gegenüberstand, öffnete eine Schublade darin und holte ein paar Wäschestücke heraus. Plötzlich sah Rittner, der ihn scharf beobachtete, daß er sich an seinem Anzug zu schaffen machte und gleich darauf eine Hand mit einem Glase Wasser rasch an den Mund hob. Wenige Augenblicke später brach er zusammen, der scharfe Geruch von Cyanid erfüllte den Raum. Ein paar krampfartige Zuckungen des niedergebuckenen Körpers, dann war es über. Die rechte Hand hielt noch das Glas, in dem sich das giftige Gift befunden hatte.

„Da wird nichts mehr zu machen sein“, sagte Brenner.

„Und vermutlich ist es am besten so.“

„Wer sterben will, den soll man sterben lassen. Was er zu sagen hatte, hat er gesagt. Ich bin bereit, es Ihnen zu wiederholen, Herr Kommissar.“

Einer der Polizisten blieb als Wache bei der Leiche zurück, während Brenner sich auf den Weg machte, das Notwendige rasch zu veranlassen. Rittner ging ein Stück mit ihm und wiederholte dem Beamten des Gefändnis des Mörders, jedoch klug vermeidend, irgend etwas durchblicken zu lassen, was auf die Nürnberger Zeit Bezug hatte. Bevor er sich verabschiedete, stellte sich Rittner durch den Kommissar dem Gericht zu möglichst baldiger protokolllarischer Vernehmung zur Verfügung und erklärte, um vor allem seinem Freunde Düringer von dem Geschehenen Mitteilung zu machen.

Brenner wäre gern mit ihm gegangen, aber die eiligeren Pflicht hielt ihn zurück. So ließ er sich Düringer nur empfehlen und seinen baldigen Besuch in Aussicht stellen. Er wollte persönlich noch wegen des geschehenen Mißgefalls um Entschuldigung bitten und sagte, bevor er von Rittner schied:

„Ich würde mir die Sache nie verzeihen, wenn ich sie nicht schließlich doch noch hätte gutmachen können. Aber ob ich ein Gefändnis aus dem Mörder so geschickt wie Sie herausgelockt hätte, das weiß ich doch nicht. Also vielen Dank, auch im Namen der Polizei.“

Rittner, der die Nachwirkung der gewaltigen Anspannung aller Nerven auf seinem empfindsamen Körper jetzt lebhaft empfand, rief ein Auto herbei und war froh, für kurze Zeit wenigstens allein sein zu können. Aber der Wagen hielt bald schon vor Düringers Wohnung, und er mußte das begonnene Werk wieder aufnehmen. Er trat den Freund allein in seinem Arbeitszimmer, wo er unfähig in stillen Einbrüthen saß. Rittner bemerkte gleich, wie wenig froh Bruno's Gesichtsausdruck war, er selbst aber traute nur um so besserer:

„Kun, wie geht's in der neuen Freiheit, aller Jung?“ Düringer schüttelte den Kopf. „Nicht gut. Ich fürchte, Hedwig kommt nicht weg über das, was ich ihr sagen mußte. Wir haben diese Tage nebeneinander hin gelebt, wie fremde Menschen.“

„Das wird sich alles wieder machen. Ich bringe nämlich eine gute Nachricht für euch. Aber deine Frau soll sie auch gleich hören. Ist sie zu Hause?“

„Ja, laß uns hinübergehen.“

Sie traten in Hedwigs Boudoir, und Rittner sah, wie Stellung und Ausdruck bei ihr denen des Fremdes gleichen. Er aber behielt seine künstliche Frische bei und sagte nach der Begrüßung:

„Kun vor allem eine große Neuigkeit: Frank ist vor einer halben Stunde gestorben.“

„Gestorben? Gott sei Dank!“ Es war Düringer, der die Worte tief atmend rief.

„Ich verdanke dir's nicht, wenn du „Gott sei Dank!“ rufst, schließe mich dir vielmehr von Herzen an. Und was das Wichtigste für dich ist, er hat vor seinem Tode zu niemand, der es nicht hören sollte, von deinem Geheimnis gesprochen. Diese Last ist nun von dir genommen.“

„Gott sei Dank!“ wiederholte Düringer noch einmal, während Hedwig wortlos, regungslos in statuenhafter Starrheit neben ihm stand.

„Ja, ich hoffe, daß Ihr beide wieder auflebt auf diese Nachricht hin. Es ist bekanntlich eine recht schwierige Sache, die Vergangenheit umzubringen. Für dich aber ist sie nun hoffentlich endgültig tot — so tot wie dieser Herr Frank, der wirklich auch nichts Besseres tun konnte, als eiligst abzuklampfen aus der besten der Welten. Von ihm aber muß ich noch etwas mehr erzählen.“

Erst jetzt machte Hedwig eine stumme Handbewegung, um ihn zum Sitzen aufzufordern. Er folgte der Einladung, Hedwig und Bruno setzten sich gleichfalls, aber ein wenig entfernt voneinander. Nun begann Rittner seinen Bericht und erzählte genau, was er im Laufe der letzten Tage unternommen und erlebt hatte. Doch er sah mit Erstaunen, daß Bruno's Gesicht anstatt sich aufzuheitern sich mehr und mehr verfinsterte. Ein tiefer melancholischer Ernst war auch in den Worten, die er am Schlusse zu dem Freunde sprach.

(Schluß folgt)

Rossini und die Ehrenlegion.

Hundert Jahre sind es gerade her, seitdem in der alten Pariser Oper in der Rue de Peletier Rossinis „Wilhelm Tell“ seine Uraufführung erlebte. Selten hat eine Oper einen derartigen Erfolg gehabt. Der gefeierte Komponist wurde damals zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Diese Meldung rief aber ziemlich Entrüstung hervor. Nicht etwa, daß man Rossini die Auszeichnung mißgönnt hätte, im Gegenteil, jeder Pariser war der Ansicht gewesen, der Komponist habe das Kreuz schon längst besitzen. Rossini blieb diese Entrüstung nicht verborgen, und sie veranlaßte ihn, die Zeitungen um eine Richtigstellung der Sachlage zu bitten. Daraus erfuhr man, daß der Kultusminister dem Komponisten schon gelegentlich der Uraufführung seiner Oper „Der Graf von Dry“ die Ehrenlegion angeboten hatte. Rossini wollte aber die Auszeichnung nicht annehmen: „Ezcellenz, diese Oper ist die Ehrenlegion noch nicht wert. Erweisen Sie mir die Güte und warten Sie mit der Verleihung, bis ich mir erlauben werde, mich selbst bei Ihnen zu melden.“ Man wird begreifen, daß der Minister angesichts einer derartigen unter Künstlern völlig ungewohnten Bescheidenheit sehr erstaunt und beinahe etwas gekränkt war. Schließlich erkannte er aber, daß es dem Komponisten mit seiner Ausrufung wirklich ernst war, und er drückte ihm voller Hochachtung die Hand: „Ich hoffe, ich werde nicht lange auf Ihren Besuch zu warten haben, Monsieur Rossini!“ Inzwischen verstrichen einige Jahre, bis der Komponist nach dem Erfolg, der dem „Wilhelm Tell“ beschieden war, den angekündigten Besuch im Kultusministerium abstattete: „Ezcellenz, wenn Sie mir jetzt das Kreuz der Ehrenlegion verleihen wollen! Ich habe es verdient!“ Der Minister gab ihm sein eigenes.

Schicksalswende.

Skizze von Charlotte Dahms.

Während sie den Teig einrührt, grübelt sie unablässig über die Antwort nach, die sie heute Abend dem Großvater geben soll; aber die Gedanken drehen sich zwangsläufig im Kreise, jäh und widerspenstig wie die Masse, die sie bearbeitet, und können keinen Ausweg finden. Lieber Himmel — wenn der Mann sie vor sechs, sieben Jahren gefragt hätte, da wäre überhaupt kein Ueberlegen nötig gewesen. Sie wartete ja damals auf dieses Wort mit zehrender Ungeduld, und wurde müde und verbittert über diesem Warten. Und nun, wo er Witwer ist, mit diesem schüchternen, störrischen kleinen Mädels, mit dem niemand auf dem Hofe etwas anzufangen weiß, gehen ihm mit einem Male die Augen dafür auf, was für eine tüchtige, ansehnliche Person sie doch immer noch ist.

Ja, wenn dieses Kind nicht wäre! „Es kommt mir immer wie ein verschlagener kleiner Jagdhund vor“, hat sie erst neulich den Gutsheeren zu seiner Frau sagen hören, und der Herr trifft immer das Richtige. Viel Liebe würde sie wohl für das Wurm nicht aufbringen können, das fühlt sie. Unwillkürlich sieht sie auf den Hof hinaus: Da sitzt die Kleine in ihrem ausgewachsenen, verwachsenen Kittel, die kurzen, krafft geflochtenen Böpfchen stehen ihr wie zwei gebogene Hörnchen vom Kopf ab, hält ihr Vesperbrot ängstlich in die Höhe, weil der große Vahn etwas zudringlich wird.

Die Magd zuckt mit leidig-geringschätzig die Achseln und blickt sich wieder über ihre Arbeit. Das will nun ein Landkind sein, unter Tieren ausgewachsen, und benimmt sich zimperlicher als ein Stadtkind — eben die ganze Mutter! Nein, darüber kann sie nicht hinweg kommen, das greift ihr heute noch aus Herz, daß er ihr die andere damals vorgezogen hat, dieses blasse, blutlose Geschöpf, das so gar nichts von der Wirtin verstand, untunlich zu jeder Arbeit war und andauernd tränkete. Kein Wunder, daß sie nur dieses eine schwächliche Kind hatte. Ihre Kinder, was hätten das für gesunde und kräftige Rüben und Mädels werden können! Ach was, nur nicht darüber nachdenken — das macht nur ein schweres Gemüt. Mit festem Griff streift sie die Aermel zurück und rührt, daß der Teig knallt und Blasen treibt.

In diesem Augenblick stürzt der Pferdejunge herein, weiß wie die getünchte Wand, mit zerfetztem, blutigem Hemdsärmel, wirft sich ächzend auf den Schemel, schöpft Wasser aus dem Eimer und kühlt den böse zerschundenen Arm.

„Der Stier ist los“, schluchzt er, „an die Wand hat er mich gedrückt — grab“, daß ich noch ausgekommen bin.“ Die Tränen flüchten dem Jungen über die Backen.

„Heul nicht, Du großer Veggel!“ fährt sie ihn an und fühlt, wie es ihr selber eiskalt über den Rücken geht. Hastig zerrt sie Leinwand aus der Schublade, schlingt sie ihm um den Arm. „Wo ist er?“

Draußen gackern aufgeschreckt die Hühner, stieben mit knatternden Flügelschlägen wild über den Hof. Staub wirbelt auf — ein Trappeln, Stampfen, Schnauben zerreißt unheimlich die sommerliche Nachmittagsstille.

Mitternachts-Ständchen.

Skizze von Karl Schodder.

Da hielt der Zug. Und aus stieg der Onkel, daß der Schnee türschte. „Anna, sieh Dich vor!“ sprach er laut und mit Nachdruck, hielt der schmalen, fröstelnden Tante die Hand hin und sah lodernd zu dem biederem Reisegefährten auf, der bescheiden hinter der Tante den Tritt hinunter tauchte. „Also, der Turnvater Jahn...!“ setzte der Onkel tönend das Abteilgespräch im Freien fort und feuerte den Reisegefährten auf den Wartesaal zu. „Mann, laß uns einsteigen, der Zug steht da!“ mahnte die Tante eindringlich; sie kannte sich aus. „Warum soll ich in den Zug einsteigen?“ entschied der Onkel, und die Vokale rollten aus seinem Munde wie blanke Taler. „Wir haben noch zehn Minuten. Wärmen wir uns! Ich trinke Bier.“ Er zog den Reisegefährten und die Tante nach sich durch die Saalkir an einen hölzernen Tisch, tante in Wärme auf, mündete in Bier und bedachte mit Schlägen der flachen Hand auf die Holzplatte den Turnvater Jahn und das Vaterland. Der Wartesaal hallte wieder; der Reisegefährte staunte und nickte, und alle Leute wunderten sich. „Mann“, sagte die Tante, „gleich geht der Zug. Ich gebe hinüber“, erbot sich, feufale und aua hinaus. „Komme

Die Magd stürzt ans Fenster. Eine lähmende Schwäche packt ihr in die Knie. Da steht das rothunte Ungetüm mit fliegenden Flanken und gesenktem Kopf, scharrt mit den Vorderfüßen, schnauft und prustet, Strohhalm hängen in dem Nasenring. Das aufgeredete Hühnergegerle verwirrt es noch mehr. Die quellenden Augen füllen sich mit Blut, es brummt, trampelt, springt an und jagt wie Beseffen im Hof umher.

Platt an den Brunnen gedrückt steht das Kind. Kein Laut kommt aus seinem Munde. Mit weit aufgerissenen Augen starrt es wie gebannt auf das wütende Tier. Der kleine Körper zittert bis in die gebogenen Röhren.

„Lauf hinten durch den Garten und hol die Männer vom Feld!“ schreit die Magd dem Jungen zu. Dann packt sie ein schweres Holzschiff, reißt die grellrote Decke vom Tisch und tritt vor die Tür.

Draußen bei der Scheune steht der Stier, wühlt mit den Hörnern den Boden auf, daß die Steine umher spritzen. Jetzt hebt er den Kopf, sieht das rote Tuch — stutzt — brüllt dumpf auf und wirft sich herum — Sand fliehet unter den Hufen, der Nasenring schleift fast am Boden. Das Mädchen steht ihn kommen, schleubert die vom Holz beschwerte Decke mit solcher Kraft weit in den Hof hinaus, daß sie nach vorn taumelt. Rasend nimmt das Tier das rote Tuch an.

„Annenchen!“ — aber das Kind rührt sich nicht, die Füße sind ihm wie in die Erde gewachsen vor lähmendem Entsetzen.

Sie reißt es in die Arme, stürzt mit ihm zurück auf das Haus zu — schmettert die Tür frachend hinter sich ins Schloß. Erschöpft fällt sie in den nächsten Stuhl — hat wie eine furchtbare Vision die breite Stirn mit den kurzen Hörnern vor Augen. Immer noch klemmen sich die dünnen Kinderarme fest um ihren Hals, und eine kleine, eiskalte Nase drückt sich in ihr Gesicht. Sie kann diese klammernden Arme nicht lösen, die ganze Kraft der Verzweiflung ist noch in ihnen. Und in dieser engen Umschnürung, in diesem bebenden Andrängen des kleinen Körpers spürt sie zum ersten Mal ein weiches, fast zärtliches Gefühl für dieses Kind in sich aufsteigen. Behutsam streicht sie über das schweißnaße blonde Köpfchen: „Armes Häschel, Du!“

Da erst kommt wieder Leben in das Kind; es fängt zu weinen an, still und jämmerlich, ohne laut heraus zu schluchzen. Und wie sie es leise und beruhigend in ihren Armen wiegt, den kleinen, hastigen Atem spürt, ist es ihr, als könnte sie sich nie wieder von diesem Geschöpflein trennen, ihm niemals im Leben ein hartes Wort sagen. Sie klist es wieder und wieder und streichelt es, gibt ihm Kosennamen und mündert sich, wie leicht und selbstverständlich doch alle Mütterlichkeit ist.

Vom Garten kommen Schritte, Ketten rasseln in kräftigen Häufen. Sie geht den Männern mit dem Kinde auf dem Arm entgegen. Jetzt weiß sie die Antwort.